

DAS ERSTE KAPITEL

berichtet vom Kauf des roten Mustangs, mit dem der Protagonist Long Island unsicher macht. Diverse Sommerhäuser und das Heizungssystem der State University in Stony Brook werden beschrieben. Eine Doktorarbeit wird angefertigt, in der gezeigt wird, wie die schwache Wechselwirkung der Quarks zwischen rechts und links im Atomkern unterscheidet.

Jazzbegeisterte Freunde sagen, dass New York »Big Apple« genannt wird; sie meinen damit, dass jemand den »großen Apfel« gepflückt hat, wenn er in New York erfolgreich ist. Ich wusste nicht, was mich erwartet, als ich im August 1964 nach Amerika reiste, um dort meine Doktorarbeit anzufangen. Einen Monat vor meiner Abreise war die Apollo 11 Mission mit den Astronauten Armstrong und Aldrin erfolgreich auf dem Mond gelandet, was mich bestätigte, mit Amerika die richtige Wahl für mein Auslandsstudium getroffen zu haben. Ich wollte von der experimentellen Kernphysik zur theoretischen Teilchenphysik wechseln. Dafür hatte ich ein Stipendium von der State University in Stony Brook erhalten, das nicht sehr weit von New York liegt.

»Wird meine Wette auf die Zukunft glücken?«

Einige meiner Altersgenossen hatten beschlossen, in Kom-

munen zu leben. Sie wollten sich nicht wie Spießbürger nur mit Geldverdienen und Geldausgeben beschäftigen. Mich dagegen reizte das Abenteuer, in einem fremden Land zurecht zu kommen und eine gute Ausbildung zu erwerben.

Der Vorortzug von Penn Central auf Long Island fuhr schon länger als eine Stunde nach Huntington, wo ich umsteigen musste, um nach Stony Brook zu kommen. Ich hatte die Geographie vor meiner Abreise auf einem Atlas studiert, ohne mich um die exakten Entfernungen zu kümmern. In den herunter gekommenen Abteilen des Zugs waren die Pendler auf dem Weg nach Hause schon eingeschlafen. Allmählich dämmerte mir, dass ich keineswegs so nah bei New York studierte, wie ich angenommen hatte. Stony Brook University wurde 1962 als New Yorker Gegenstück zur staatlichen Universität Berkeley in Kalifornien gegründet. Die Universität hatte 8000 Studenten. Seit 1960 waren in USA wegen des Sputnik Schocks die Naturwissenschaften gefördert und neue Universitäten gegründet worden. Amerika wollte Russland einholen, das im Oktober 1957 den ersten Satelliten »Sputnik 1« in eine Umlaufbahn um die Erde geschossen hatte. Die physikalische Forschung in Stony Brook profitierte von der Nähe zum Brookhaven National Laboratorium (BNL). Dieses Forschungsinstitut liegt ungefähr zwanzig Minuten von Stony Brook entfernt in der Mitte von Long Island zwischen dem Sund und dem Ozean. Das Zentrum war auf dem Gelände eines ehemaligen Militärlagers mit dem Auftrag entstanden, die friedliche Nutzung der Kernenergie zu untersuchen. Es besaß seit 1960 ein Proton Synchrotron, welches Protonen auf die damals hohe Energie von 33 GeV beschleunigte. Bei einem Synchrotron erhöht sich während der Beschleunigung jedes Teilchenpakets das Magnetfeld synchron zum anwachsenden Teilchen-Impuls. Heute kann der Large Hadron Collider in Genf eine 1000-fach höhere Schwerpunktenergie erzeugen.

Um einen Eindruck von der Teilchen Physik zu bekommen, hilft es, sich ein Atom mit vielen Elektronen vorzustellen, die einen viel kleineren Atomkern umkreisen: Für die Atomhülle ist die Chemie zuständig. Die Bindungsenergie der äußeren Elektronen beträgt einige Elektronenvolt (eV). Tausendmal größere Energien im Bereich der Röntgenphysik treten bei den inneren Elektronenbahnen schwerer Atome auf. Den Atomkern aus Protonen und Neutronen charakterisiert eine Energie von einer Million Elektronenvolt. Um tief in die Struktur des Protons einzudringen, braucht man höhere Energien. Mit 33 Milliarden (33 GeV) lag Brookhaven National Lab. damals an der Spitze der Elementarteilchen Forschung. Ich hoffte, dass mit Hilfe dieses Beschleunigers Forscher die geheimnisvollen Quarks entdecken werden, welche die Bausteine des Protons sind.

Wenn wir als Studenten im BNL Seminare besuchten, hatten wir immer freien Zugang zum Labor. Als ich 2004 das Labor besuchte, war es anders. Wegen des Attentats auf das World Trade Center im September 2001, wurden die Eingänge zum Labor sorgfältig kontrolliert. Zwischen den Forschungsgebäuden und der William Floyd Parkway war ein dichter Pinienwald. Die Direktion hatte es nicht geschafft, das umfangreiche Gelände mit einem Zaun zu umgeben, stattdessen wurden Bewegungsmelder installiert. Jede Nacht, wenn irgendein Hase oder Waschbär in die Nähe kam, weckte mich ein greller Lichtblitz. Schließlich schlief ich mit der Maske, die ich vom Transatlantikflug mitgenommen hatte.

Aber zurück zu Stony Brook. Als ich 1969 ankam, fand auf dem Campus gerade eine Konferenz statt, in der es um Proton-Proton-Kollisionen bei hohen Energien ging. Bedeutende Physiker, wie Richard Feynman und Chen Ning Yang berichteten über ihre neuen Ideen. Feynman erklärte, dass nicht die absoluten Energien der in den Kollisionen produzierten Teil-

chen relevant seien, sondern nur die Energie-Bruchteile, die sie an der Einschussenergie tragen. Yang betrachtete die Teilchen, in die das einlaufende schnelle Proton fragmentiert, wenn seine Energie anwächst. Ich war begeistert, ohne Schwierigkeiten an der Konferenz teilnehmen zu können und die neuesten Ergebnisse auf meinem zukünftigen Arbeitsgebiet zu erfahren.

Die Umgebung erforschen

Als ich ankam, war der Unicampus eine Baustelle. Zahlreiche Gebäude in Stony Brook waren noch im Bau. In den regenreichen Wintermonaten verwandelten sich die Wege zwischen den Gebäuden in Schlammpfade. Ausgerüstet wie ein Bauarbeiter in festen halbhohen Arbeitsschuhen erreichte ich meine Vorlesung. Studenten und Professoren mussten viel improvisieren. Da und dort auf dem Gelände der Universität entwich heißer Dampf aus dem Heizungssystem, das zwar funktionierte, aber noch nicht ganz fertig gestellt war. 1973 ist ein Student in der Dunkelheit in eines dieser Löcher gefallen und an den Folgen des Sturzes gestorben. Von der Mensa zur Bibliothek wurde eine Brücke gebaut, die beide Teile verbinden sollte, aber das andere Gebäude nie erreichte. Wir nannten sie »The Bridge to No-where«, die Brücke ins Nichts. Ob das ein schlechtes Omen war?

Nachdem ich ein paar Tage in einem Studentenheim auf dem Campus gewohnt hatte, fühlte ich mich wie eingesperrt. Ohne Auto kam ich nirgendwohin. Glücklicherweise wohnte der Vater meines Brieffreunds Mark auf Long Island. Wir hatten während der Schulzeit regelmäßig korrespondiert, und seine Eltern hatten mir ihre Hilfe angeboten. Marks Vater war ein breitschultriger Mann, der als Zahnarzt in Huntington ar-

beitete. Seine Eltern waren jüdische Einwanderer, die nach den Pogromen am Anfang des 20. Jahrhunderts aus Russland geflüchtet waren. Im breiten Amerikanisch begrüßte er mich herzlich und zeigte mir seine Praxis. An der Wand hing sein Diplom, »Master of Dentistry«. Solche Dokumente kannte ich nur aus Wildwest-Filmen. Seine Frau handelte mit Immobilien. Auf der Terrasse ihres wunderschönen Hauses nahmen wir einen Manhattan Cocktail. Vor dem Haus am Strand lag ihr Motorboot. Schon unser erstes Gespräch gab mir das Gefühl, bei der Familie willkommen zu sein. Marks Vater John scherzte, dass wir unbedingt einmal zusammen Schnitzel und Sauerkraut in Downtown New York essen sollten, und versprach mir einen vertrauenswürdigen Händler zu finden, um ein Auto zu kaufen.

Am nächsten Morgen fuhren wir zu Frank, dessen Geschäft sich in eine Reihe von Autogeschäften einfügte, die zwei Drittel der Vorstadtstraßen mit ihren riesigen Ausstellungen säumten. Jedes einzelne hatte einen riesigen Parkplatz, auf dem blank geputzt die angebotenen Wagen standen. Über der Ausstellung drehte sich auf einem hohen Pfeiler ein Neonschild, auf dem zwischen zwei konzentrischen Ellipsen die Marke »Ford« leuchtete. Marks Vater hatte einen roten Ford Mustang Fastback ausgesucht, der erschwinglich war, weil er schon ein paar Jahre hinter sich hatte. Der Dollar stand damals noch eins zu vier D-Mark. Aber Autos waren billig, und als »Teaching Assistent« erwartete ich ein kleines Gehalt, womit ich mir das schnittige Vorzeigeanauto leisten konnte. Es hatte einen Sechszylindermotor und schaute wild aus, wilder, als es sich fuhr. Der Wagen gefiel mir. Er begleitete mich die nächsten vier Jahre an der Ostküste.

Ich durfte ein Jahr lang mit meinem deutschen Führerschein fahren, dann musste ich eine amerikanische Fahrlizenz erwerben. Die Prüfung fand am Ende von Long Island in Sag Har-

bour statt, wo sich die Insel in zwei Arme teilt. Der eine Arm führt nach Orientpoint in Richtung auf das Festland, der andere nach Montauk, mitten in den Atlantik hinein. Das Städtchen war im 18. Jahrhundert ein Zentrum des Walfangs und wird sogar in Melvilles Moby Dick erwähnt: »Bin endlich in dem alten Sag Harbour angekommen, um zu sehen was die Matrosen hier tun.« Zur schriftlichen Führerscheinprüfung benötigte ich Grundwissen über die lokalen Verkehrszeichen und Regeln, die sich ziemlich von den unseren unterschieden. Was bedeutet ein grünes Schild mit zwei Linien, zwischen denen ein Mann ein Mädchen an der Hand hält? »School Crossing!« Wer mehrere dieser Fragen falsch beantwortete, der bekam von einer überdimensionierten Rolle einen neuen Fragebogen abgerissen und durfte wiederbeginnen. Ich passierte den theoretischen Teil fehlerlos. Mein Mitstudent Hsieh Ye-Yuh fuhr mich zur Prüfung, da ich selbst keinen amerikanischen Führerschein besaß. Er bleute mir als wichtigste Regel ein, beim praktischen Teil auf alle Fragen des Prüfers immer mit »Yes, Sir« zu antworten. Sag Harbour ist ein ruhiger Vorstadtflöcken. Ich fuhr mit der Geschwindigkeit von 15 Meilen durch ein Wohngebiet; rechts und links standen die typischen Vorstadthäuser in Holzbauweise. Ich stoppte vorschriftsmäßig an den Vierer-Stop-Straßen, wartete, bis der zuerst Angekommene wieder weitergefahren war. Dann sollte ich wenden. Wie ich später merkte, begann hier der wirkliche Test. Ich sah auf meiner Straßenseite eine Einfahrt, durch die ich mir das Manöver erleichtern konnte. Ich zögerte. Auf den Hinweis des Prüfers, dass diese Einfahrt privat sei, bestätigte ich schnell, wie mir mein Kollege geraten hatte:

»Yes, Sir, this is a private driveway«,

Ich unterließ das beabsichtigte Manöver und wendete ordnungsgemäß durch mehrmaliges Hin- und Herfahren auf der Straße. So lernte ich das Privateigentum in USA zu achten. Ich

bekam den begehrten amerikanischen Führerschein, der die wichtige Funktion einer Kennkarte erfüllte. Wollte man ein Bankkonto eröffnen, sich an der Uni einschreiben oder eine Kinokarte reservieren, den Führerschein brauchte man überall.

Trotzdem lauerten weitere Fallen: Als ich einmal einen wartenden Schulbus überholte, bekam ich eine Einladung zur Verkehrserziehung. Einen Vormittag lang musste ich mir Filme anschauen, welche die Folgen unvorschriftsmäßigen Fahrens zeigten. Auf alle möglichen Arten und Weisen kollidierten Autos vor meinen Augen. Die Insassen hingen blutüberströmt in den verbeulten Blechresten, so dass auch der abgebrühteste und unwilligste Zuschauer erkennen musste:

»Es ist die Pflicht jedes Fahrers, die Verkehrsregeln genau zu beachten.«

Im Nachhinein gebe ich zu, dass die Strafe sinnvoll war. Es dauerte fast 40 Jahre bis der Verkehr in Deutschland eine solche Dichte erreicht hatte, wie sie damals auf dem Long Island Express Way an jedem beliebigen Tag herrschte. Doch der gemütlich dahingleitende amerikanische Fahrstil hat bei uns immer noch keine Nachahmer gefunden.

Das Campus Leben war durchaus unterhaltsam. Es gab Kinofilme und klassische Musik. Der Literaturwissenschaftler Jan Kott hatte ein tolles Studententheater organisiert. Gäste wie die Black Panthers oder Jean Genet kamen zu Vorträgen in die Universität. Stony Brook gab sich gern ein revolutionäres Image. Die großen Rockkonzerte z. B. mit Pink Floyd im Pritchard Gymnasium besuchte ich allerdings nur selten. Die Verstärker waren so laut, dass ich mir die Ohren zustopfen musste. Ich ging in eine Vorlesung über zeitgenössische amerikanische Literatur, durch die ich Saul Bellow und Thomas Pynchon kennenlernte. Pynchon erörtert in seinem Buch die Frage, ob es wirklich Krokodile im New Yorker Abwasser-System gibt. Unvorsichtige Urlauber sollen in Florida Babyalli-

gatoren erworben haben, die mit ihrem übermäßigen Appetit nach einiger Zeit so nervten, dass die Besitzer die Krokodile loswerden wollten und sie deshalb im Klo hinunterspülten. Im Abwassersystem sollen die Krokodile dann wiederaufgetaucht sein und manchmal sogar die Tunnel der U-Bahn erreicht haben, wo sie die U-Bahnfahrer erschreckten. Mit Pynchons Geschichte über die Krokodile in der Subway befriedigte ich viele Frager in Deutschland, die wissen wollten, was in New York passierte.

In der City war unzählig mal mehr los als an unserer kleinen Universität. Durch den Brooklyn Tunnel brachte der rote Mustang mich und meine Freunde in die 34. Straße und dann Stadt aufwärts. Meist fanden wir erst in der 70. Straße auf der Ostseite einen Parkplatz, weil dort viele alte Ladys wohnten, die kein Auto besaßen. Nicht weit davon lag das Café Geiger in der 86. Straße, wo es Schwarzwälder Kirschtorte gab. Wenn ich extremes Heimweh hatte, genehmigte ich mir dort einen Besuch. Weiter oben in der Bronx wurde NY zu einer anderen Stadt. Hohe verwaahrloste Wohntürme, die von Schwarzen bewohnt waren, ragten in den blauen Himmel. Die Rapper »The Last Poets« aus dem Ghetto klagten:

New York, New York

The Big Apple

New York, New York

The Big Apple.

Sixteen Million Feet in Nationals, Thom Mc Canns,

Florsheims* stepping on each other.

Rejoicing over the death of one nigger toe ...

* Nationals, Thom Mc Canns und Florsheims sind Schuhmarken.

Wenn wir durch das Ghetto der Bronx fahren, verriegelten wir die Türen und stiegen nicht aus. Auch in Downtown war das Leben in den 70er Jahren gefährlicher als heute. Kleinkriminalität und Drogen waren weitverbreitet. In den 90er Jahren hat Rudy Giuliani als Bürgermeister von NY die Null-Toleranz-Praxis eingeführt, durch die jede auch leichteste Straftat sofort mit hohen Strafen beantwortet wurde. Ihr Erfolg dient seitdem als konservatives Argument für eine starke Polizeiüberwachung. Vielleicht war es aber nur die bessere Wirtschaftslage, welche die Anzahl der Gewaltverbrechen senkte.

David, ein Student aus meinem Wohnheim, lud mich zu einem ersten längeren Aufenthalt in die Stadt ein. Seine Eltern waren in den 30er Jahren als Kinder aus Österreich nach New York gekommen. Er sprach deutsch und wohnte in Washington Heights an der zweihundertsten Straße. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde das Viertel als Frankfurt-on-the-Hudson bezeichnet, wegen der vielen jüdischen Emigranten aus Deutschland und Österreich, die dort siedelten. Davids Mutter arbeitete als Gesangslehrerin. Noch heute steht das Buch »Unsere neue Musik« bei mir im Regal, das ich damals von ihr auslieh. Ich habe es nie zurückgegeben und wie ein Andenken aufbewahrt. Mir gefiel ihre Wohnung, in der überall Bücher und Musiknoten herumlagen. Davids Zuhause strahlte deutsche Bildungsbürgerlichkeit aus, wie ich sie mit der Zeit vor dem Krieg assoziierte und bei uns zu Hause nicht erlebt hatte. Er zeigte mir das Museum für Naturgeschichte auf der 79. Straße und die Juillard Schule, wo seine Mutter unterrichtete. Er lehrte mich, den B-Train vom D-Train Express zu unterscheiden, in den man in der 125. Strasse umsteigen musste, um vom Zentrum nach Washington Heights zu kommen. Er ermahnte mich, ich sollte immer einen Zehn Dollar Schein im Schuh verstecken, damit ich mit der U-Bahn nach Hause fahren konnte, wenn mir jemand das Portemonnaie geklaut hatte.

Es dauerte einige Zeit, bis ich mich mit New York anfreundete. Auf der Westseite lockte die Metropolitan Opera mit ihrem hervorragenden Angebot. Sehnsucht nach Europa kam auf, wenn ich die Dekoration »The Sources of Music« von Chagall und die glitzernden Kronleuchter aus Wien sah. Bei der Vorstellung des Rosenkavaliers war in den Pausen viel Deutsch zu hören. Wir gingen oft in den Rizzoli-Buchladen in der 5. Avenue, der mit seinen Marmorfußböden und den reich verzierten Holzregalen nostalgische Gefühle weckte. Oh, wären wir doch im alten Europa geblieben, wo alles so viel besser ist!

Die erste, zweite und ...x-te Wohngemeinschaft

Ich wohnte zuerst mit einem pakistanischen Studenten zusammen, der fünfmal am Tag betete. Ich fand es absurd, nach Amerika gekommen zu sein, um mit ausländischen Studenten eine Unterkunft zu teilen. Weil ich gerne mit amerikanischen Studenten zusammenwohnen wollte, verbrachte ich sechs Monate mit viel jüngeren Undergraduates. Ich bekam einen Zimmergenossen, der am Wochenende seine Freundin mitbrachte. Man muss sich das vorstellen: Samstag auf Sonntag war ein reger Verkehr von Studenten und Studentinnen, die mit Kopfkissen und Decken unterwegs waren, um ihre Unterkunft zu wechseln. Meine Mitbewohner ließen ihre Stereoanlagen bis nach Mitternacht in voller Lautstärke rocken. Direkt neben mir wohnte ein 19-jähriger Riese, der durch einen Autounfall einen Hörschaden erlitten hatte. Ich bastelte mir gegen die extrem laute Beschallung einen Kurzschlussstecker, der den Lärm augenblicklich beendete.

Richtig amerikanisch fühlte ich mich erst, als ich mit meinem Freund John W. in ein Haus in Miller Place zog. Miller Place ist ein Weiler, der ungefähr 10 Meilen von Stony Brook

am Nord Ufer von Long Island liegt. John und ich hatten uns im Jordan Gruzen Dormitory kennen gelernt. In der Cafeteria hatten wir beim Essen spannende Diskussionen begonnen, die wir oft nachher noch fortsetzten. John war Student im English Department. Seine Kenntnisse eröffneten mir verschlungene Pfade durch den Dschungel der modernen amerikanischen Literatur.

»We gotta go and never stop going till we get there«.

John lächelte nur leicht, wenn sich bei uns ausländischen Studenten Zorn oder Unverständnis über die Gewohnheiten der Youngsters in Amerika einstellte. Der Vietnam Krieg tobte noch immer. Uncle Sam brauchte jeden männlichen Bürger. John wollte nach Kanada auswandern. Wir machten uns deshalb im ersten Sommer nach Kanada auf, wo er einen Studienplatz suchte. Über das waldige Vermont, das mich an den Schwarzwald erinnerte, fuhren wir nach Montreal, wo Reste der Weltausstellung von 1967 standen. An Toronto und den Niagara Fällen vorbei erreichten wir nach einer Woche Herumzigeunern Johns Heimatstadt Chicago.

Gott sei Dank, er blieb vom Wehrdienst verschont. Fünfzehn Meilen von der Universität entfernt mieteten wir für ein Jahr ein Holzhaus, das zwei alten Ladies gehörte, die das Haus nur im Sommer bewohnten. Es lag auf einer Anhöhe, 500 m vom Strand entfernt, über der Woodhull Landing Road, an der die Anlieger ihre Boote ins Wasser brachten. Das Haus besaß einen eigenen Brunnen mit einer lauten Pumpe, die bei Bedarf Wasser in einen Tank füllte. Diese Pumpe war das Herz des Hauses. Wenn ich mich in der Nacht auf meine Doktorprüfung vorbereitete und in einem Heft Vorlesungen zusammenfasste, war ihr Stampfen das einzige Geräusch, das ich hörte. Bei diesem unregelmäßigen Pumpen lernte ich die Clebsch-Gordan Koeffizienten der SU_3 -Symmetrie, die sich in den Oktets und Dekuplets der Hadronen zeigten. Gell-Mann hatte

vorgeschlagen, dass die Quarks diese Symmetrie verursachten. Doch Quarks waren noch in keinem Experiment direkt gesehen worden.

Am Morgen weckten mich die Waschbären. Mal fauchten sie, dann zischten sie. Ihr Kreischen und Brummen war nicht zu überhören. Noch vor dem Frühstück lief ich ans Meer, sprang ins kalte Wasser und schwamm ein paar Lagen. Im Winter lag der Strand leer unter einem grauen Himmel, wie geschaffen für einsame Spaziergänge. John verbrachte die Abende mit langen Telefonaten, in denen er einsamen Freundinnen Trost und Zuneigung spendete. Der rote Mustang parkte auf seinem Platz vor dem Haus, und ich pendelte mit ihm auf dem Expressweg zur Uni. Das nächste Delikatessengeschäft war zwei, der nächste Supermarkt sieben Meilen weg, und zum Kino waren es zwölf Meilen. Der springende Mustang, vorne als Logo auf dem Kühler, lechzte nach Benzin. Er schaffte 15 Meilen pro Gallone, was ich in 16 Liter/100 km umrechnete.

Bei Beginn des nächsten Sommers komplizierte sich unsere Wohnungssituation, weil die New Yorker Ladies wieder ihr Sommerhaus auf der Insel beziehen wollten. Wir mussten unser Quartier räumen und eine andere Bleibe suchen. Ich gewöhnte mich an das Nomaden Dasein. Unterwegs zu sein gehörte zu meinem neuen Lebensgefühl.

»Where we going? I do not know but we gotta go.«

So ähnlich schrieb 1957 Jack Kerouac in seinem Klassiker »On the Road«. Wir hatten diese Gedanken verinnerlicht. Mit ein bisschen Glück ergab sich die Chance, für jemanden ein Haus zu hüten, der woanders Ferien machte. Umziehen bedeutete, meine Habe in zwei Koffer zu packen und diese samt dem täglichen Kleinkram auf den umgelegten Rücksitzen des Mustangs zu verstauen. Irgendeine Besonderheit hatte fast jeder dieser Übergangshaushalte. Einmal wohnte ich im Haus eines Professors der Anglistik, den mir Barbara vermittelt hat-

te. Barbara kannte ich über John, weil sie auch Englisch studierte. Ich freute mich darauf, in der stattlichen Bibliothek des Professors ohne Einschränkungen lesen zu können. Doch bald musste ich feststellen, dass mich die wissenschaftlichen Bände seiner Bibliothek nicht fesselten. Ordentlich stellte ich jedes Buch wieder an den Ort zurück, an dem ich es gefunden hatte. Bei weiterem Stöbern entdeckte ich zahlreiche Bücher mit erotischem Inhalt, eine Vorliebe des Professors, die ich nicht erwartet hatte. Seine Sammlung machte mich neugierig, und ich begann Davie Herbert Lawrence und Henry Miller zu lesen. Mein zweites Ich flüsterte: »Es gehört zur guten Bildung, diese Bücher von literarisch ausgewiesenem Wert zu lesen. Du lernst dadurch besser die angelsächsische Lebensart kennen.« So rechtfertigte ich mich und beruhigte mein schlechtes Gewissen, das mir vorwarf, mich nur aufgeilen zu wollen. Die Mischung von freizügiger Literatur und tropischer Sommerhitze blieb nicht ohne Wirkung. Sie entfachte unbekanntes Begehren. Als mich Barbara, die schwarze Studentin, die mir das Haus vermittelt hatte, eines späten Nachmittags besuchte, wurde mir komisch zu Mute. Die Luft wurde immer schwüler und mein Kopf immer dumpfer. Ich starrte auf Barbaras nackte Beine. Wir unterhielten uns über die Bücher, die ich entdeckt hatte. Barbara meinte:

»Du musst das tun, was gut für dich ist.«

Ich verstand nicht so recht, was sie damit meinte. Aber ihre Worte gaben mir Vertrauen, dass ich das tun werde, was gut für mich ist. Barbara war in einem schwarzen Vorort von Chicago aufgewachsen und hatte sich von ihrem Mann, einem Ungarn, scheiden lassen, bevor sie zur Promotion nach Stony Brook kam. Sexuell lief zwischen uns nichts, wir verstanden uns einfach gut. Mit ihr konnte ich reden. Sie kannte und schätzte die kontinentale, europäische Art. Ich glaubte, dass sie meine Seele und meine innersten Gefühle spürte. Damals begann unsere

Freundschaft, die bis heute dauert. Ich besuche sie und ihre Familie jedes Mal, wenn ich nach USA reise.

Im Sommer danach bekam ich nicht nur ein Haus zu hüten, sondern auch noch den zugehörigen Schäferhund.

»Als German kommst du sicher mit dem German Shepherd Dog gut zurecht.«

Das war aber falsch. Bis dahin hatte ich noch nicht einmal eine Katze gestreichelt. Der Hund hatte Auslauf an einer Leine, die an einem weiteren Seil eingehakt war, welches zwischen dem Haus und einem Baum im nahegelegenen Wäldchen gespannt war. Ich musste deshalb nicht unbedingt mit ihm spazieren gehen. Auch hatte der Besitzer einen ausreichenden Vorrat von Hundefutter bereitgestellt. Schon nach kurzer Zeit bereitete mir der mufflige Geruch nach Hund leichtes Unwohlsein, wenn ich das Haus betrat. Mein ungutes Gefühl übertrug sich auf den Hund; er wurde von Woche zu Woche unruhiger. Wenn ich nach Hause kam, lief er aufgeregt zwischen den Endpunkten der Leine hin und her. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als einen Ausflug mit dem Hund zu machen. Das Haus befand sich in der Nähe der Christian Avenue, einer damals mäßig befahrenen Durchgangstrasse von Stony Brook. Wir spazierten entlang der Straße, was der Hund offensichtlich genoss, ich jedoch nicht. Dies schien der Hund zu spüren, plötzlich lief er davon und verschwand. Er kam auch am nächsten Morgen nicht zurück. Jetzt war ich voller Sorge, dass ihm etwas zugestoßen sein könnte. Bei der Rückkehr des Besitzers meldete ich den Verlust. Es war mir sehr peinlich, aber der Besitzer blieb gelassen:

»Er wird wieder zurückkommen.«

Ich erinnere mich nicht mehr, aber ich will hoffen, dass der Hund später tatsächlich wiederaufgetaucht ist.

Mit meinen Freunden aus dem Englisch- und Physik-Department verbrachte ich einen sehr angenehmen Sommer in

einer großen Villa am Quaker Path. Das ausgedehnte Anwesen hatte den Namen »Arbour Oaks«. Der Mustang bog in die großzügige Anfahrt und stand vor dem Eingang der Villa, den ein schwarzer Diener in rot-weißer Livree aus Stein bewachte. Ich stieg aus. Jemand hatte ihm den Kopf abgeschlagen. Barbara sagte augenzwinkernd und gleichzeitig ernst:

»Das Dienen der Schwarzen hat aufgehört!«

Wer hatte die Steinfigur geköpft? Barbara meinte, die Schwarzen hätten lange genug den Dreck der Weißen aufgeputzt und ihre Sachen in Ordnung gehalten. Jetzt seien diese Zeiten endgültig vorbei. Das Haus war schon lange an Studenten vermietet gewesen und machte einen heruntergekommenen Eindruck. Auf der hinteren Terrasse mit einer gemauerten Herdstelle veranstalteten wir einmal ein Spanferkelessen. Im Allgemeinen kochten wir reihum für alle. Außer einem Ehepaar waren alle Hausbewohnerinnen Singles, wohnten mit ihren Freunden oder Freundinnen zusammen: Barbara mit Lem, Sally mit Craig, Clara mit Claus.

Oft kamen Besucher ins Arbour Oaks, die schon mit dem Studium fertig waren und jetzt in New York lebten, z. B. David, der mir einen Anteil an seinem Motorboot verkaufte, welches ich neu anstrich und renovierte, bis ich feststellte, dass der Motor vom Salzwasser irreparabel zerstört war. Oder meine Freundin Polly. Die Mädchen brachten Schwung in die Bude. Wenn sie in Stimmung waren, legten sie Schallplatten auf. Dann piffen die Mothers of Invention »Weasles ripped my flesh« aus der Stereo Anlage. Wenn ich gerade Wiener Schnitzel zubereitete, brachte mich Frank Zappa ziemlich durcheinander. Ich wollte ein typisch deutsches Gericht kochen, aber die Scaloppine waren nach italienischer Art sehr dünn geschnitten. Also mischte ich viel Oregano in die Semmelbrösel. Das war nach dem Geschmack der Italo-Amerikaner, von denen es auf Long Island viele gab. Dazu tranken wir guten Rotwein und saßen bis spät

in den Abend zusammen. Ein sanfter Regen in der Nacht begleitete uns in den Schlaf, den nur Claus und Claras Liebeshöhnchen störte.

Wie geht es mit dem Studieren?

Im Physik Department waren wir im obersten Stockwerk untergebracht. Jeweils vier bis sechs Studenten teilten sich ein fensterloses Büro im Dachgeschoß. Jeder besaß einen Schreibtisch aus Metall und einen großen Chefsessel, wie man ihn aus amerikanischen Filmen kennt und auf dem man nach Lust und Laune hin und her kippeln konnte. In einem der Metallregale am Ende des Büros lag ein Stapel »Playboys«, falls die Physik zu langweilig wurde. Ich war mit Hsieh, Liao und Richard zusammen. Liao war der Älteste von uns. Mit seiner Doktorarbeit kam er nicht recht voran, kannte sich aber in allen Studienfragen gut aus, was mir als Anfänger half. Er versuchte mich in die Grundlagen der chinesischen Sprache und Schrift einzuführen. Hsieh stand kurz vor dem Abschluss seiner Arbeit über Festkörperphysik. Richard fing mit mir seine Doktorarbeit an, war verheiratet und kam nur selten ins Büro. Seine militärisch kurz geschnittenen Haare passten gut zu seiner konservativen politischen Einstellung. Er empfahl mir die Autorin Ayn Rand zu lesen, weil sie die amerikanischen Werte verteidigte. Erst viel später kam ich dazu, ein Buch von ihr zu lesen. Dort zeigt sie, dass der libertäre Individualismus sich gut mit dem Kapitalismus verträgt.

Die Universität Stony Brook hatte den berühmten chinesischen Nobelpreisträger Chen Ning Yang und zahlreiche andere Professoren von Princeton abgeworben. Wegen Yang kamen viele chinesische Studenten, deren Eltern im Bürgerkrieg vom Festland China nach Taiwan geflüchtet waren. Doch die

Jungen selber bekannten sich zu China als ihrer wirklichen Heimat. C. N. Yang war 1945 aus China ausgewandert, um in Chicago zu studieren. Er entwickelte mit Tsung-Dao Lee die Theorie zur Verletzung der Links-Rechts Symmetrie in der Natur. In seinen Arbeiten verbanden sich tiefe mathematische Einsichten mit empirischen Beobachtungen. Das jetzige Standard-Modell der Teilchenphysik beruht auf der Eichinvarianz der elektro-schwachen und starken Wechselwirkung, die Yang zusammen mit Robert L. Mills erstmals formuliert hatte. Die mathematische Eleganz der Eichtheorien wurde aber erst später wirklich entdeckt. Einfach ausgedrückt kann ein Elektron seine negative Ladung mit der positiven Ladung des Positrons, seines Antiteilchens, an einem anderen Ort vertauschen, solange das Photonenfeld diese Veränderung mitteilt. Die Photonen verursachen die Anziehung zwischen den beiden entgegengesetzten Ladungen, die sich auch nach dem Tausch anziehen. Yang wurde 1964 US-Staatsbürger, blieb aber der Tradition und Kultur seiner Heimat treu. Er verehrte seinen Vater, der Mathematiker war und besuchte 1971 seine Eltern in Peking. Von dieser Reise kam er enthusiastisch zurück. Während er vorher immer im schwarzen Anzug, mit weißem Hemd und Krawatte durch die Gänge des Instituts lief, trug er jetzt eine lockere Stoffjacke. Sie erinnerte mehr an die Polo Jacken, die auf amerikanischen Golfplätzen getragen wurden, als an Maos blaue Uniform. Aber er wollte damit dokumentieren, dass er den Aufbruch Chinas guthieß.

Gleich, nach Ankunft im ersten Jahr musste ich meine Physikkenntnisse in zahlreichen Tests beweisen, von denen ich einige zu meinem Entsetzen nicht bestand. Aber es machte mir nichts aus, sie zu wiederholen, weil ich mein erstes Jahr als ein Probejahr betrachtete. Falls ich die Qualifikation zur Promotion bestehen würde, wollte ich in Stony Brook eine Ph.D.-Arbeit in theoretischer Physik machen. Sollte alles schiefgehen,

würde ich nach Deutschland zurückkehren und dort promovieren. Ich bestand die Qualifying Examination und suchte einen Doktorvater. Obwohl ich mit Yangs Vorlesung zur allgemeinen Relativitätstheorie nur schwer zu Rande kam, ging ich zuerst zu ihm. Er lehnte ab. Im Moment würde er keine Arbeiten zur Elementarteilchen Physik unterstützen, da die Zukunft der Beschleuniger so unsicher sei, sagte er. Wegen meiner Erfahrungen in der experimentellen Kernphysik nahm mich Gerry Brown in seine Gruppe auf. Ich arbeitete zuerst mit Andy Jackson und Arthur Kerman, der jede Woche einmal vom MIT in Boston nach Long Island geflogen kam. Arthur und Gerry fochten richtige Hahnenkämpfe in unserem Gruppenseminar aus. Stony Brook und MIT waren in der Kernphysik in ständigem Wettbewerb. Als ich begann, Rechnungen mit Arthur Kerman über eine relativistische Zweikörper-Gleichung zu machen, interessierte sich Gerry auf einmal auch für mich.

Ich musste mich daran gewöhnen, meinen Professor mit »You« anzureden. Das deutsche Du erlaubt keine Distanz; langsam lernte ich das englische »You« richtig zu gebrauchen. Gerry war fast zwei Meter groß, hatte eine Halbglatze, seine Augen funkelten und sprühten vor Wachsamkeit und Energie. Er war immer auf dem Sprung. Oft ahnte er die Antwort des Gesprächspartners, bevor dieser sie formuliert hatte. Dann eilte er zur Tafel, um ein neues Feynman Diagramm anzumalen, welches den Mechanismus des diskutierten Phänomens erklärte. Trotzdem sprach er langsam, im Tonfall des mittleren Westens. Wenn ich wegen der vielen Aufgaben rebellierte, die er mir bis zum nächsten Termin gestellt hatte, erzählte er, wie streng sein Lehrer Gregory Breit mit ihm umgegangen war. Er hatte ihn gezwungen, hart an seiner Doktorarbeit in Yale zu arbeiten. Während der McCarthy Zeit, musste Gerry nach Europa, weil er wegen seiner linken Einstellung in USA politisch verfolgt wurde. In Birmingham, bei Rudolf Peierls lernte

er seine Frau Grete kennen. Gerry verbrachte die eine Hälfte des Jahres in Stony Brook und die anderen sechs Monate in Kopenhagen. Wir freuten uns jedes Mal, wenn er verschwand, weil dann der Druck auf uns kleiner wurde und wir unabhängig arbeiten konnten. Am Niels Bohr Institut hatte er moderne Vielteilchentheorie auf die Kernphysik angewandt und war einer der ersten Theoretiker, der die Nukleon-Nukleon-Kräfte durch den Austausch der neu gefundenen Mesonen erklärte. Er untersuchte die Wirkung der Mesonen im Atomkern, die nicht nur die Nukleonen im Kern zusammenhalten, sondern sich auch in verschiedenen Reaktionen direkt bemerkbar machen. Gerry stand in lebhaftem Austausch mit vielen Besuchern aus Europa und von anderen Universitäten in USA. Während der Sommerferien wurde Stony Brook zu einem Mekka zahlreicher Kernphysiker aus aller Welt, die hierherkamen, um im persönlichen Gespräch neue Ideen zu entwickeln und mit anderen Kollegen zusammen zu arbeiten. Gerry trennte Beruf und Privatleben nicht. Oft lud er die Gäste und die Studenten in sein Haus ein, das hinter dem Friedhof von Setauket am Wasser lag. Dort grillte er Hühnerbeine und Steaks, während er uns weiter von seiner Theorie erzählte. Sein Ehrgeiz steckte alle in seinem Umkreis an, so dass sie sich berufen fühlten ihr Bestes zu geben. Er wählte die Forschung aus, die ihm gefiel. Mit dem Gesamtbild im Auge wusste er genau, welche Teilaufgabe welcher Spezialist lösen konnte. Wir Studenten spielten dabei die Rolle von Gesellen, die beim Meister an praktischen Beispielen lernten.

»Hans is intelligent, but very lazy«, hat Gerry mich später immer wieder beschrieben, wahrscheinlich wegen der Einwände, die ich gegen manches seiner vielen Projekte vorbrachte. Später nach meiner Studentenzeitszeit hat Gerry astrophysikalische Probleme aufgegriffen, wie die Physik von Neutronensternen, die nur ein Siebzigstel so groß, aber zwei bis dreimal so schwer

wie die Sonne sind. Die Neutronenmaterie in ihrem Inneren ist bis zu fünfmal dichter als Kernmaterie. Gerrys witzige und charmante Art hat alle begeistert, und ich fühle mich glücklich, sein erster deutscher Student gewesen zu sein. Durch ihn lernte ich Dan Olaf Riska kennen, mit dem ich die schwache Nukleon-Nukleon-Wechselwirkung untersuchte.

Dieses exotische Nebengebiet war lange unentdeckt geblieben, weil die starke Wechselwirkung die schwachen Effekte überdeckt. Ich lernte dabei die Theorie von Weinberg und Salam kennen, die gerade die elektromagnetische und schwache Wechselwirkung erfolgreich vereinigt hatten. Gerry war mein Mentor, der mich zur Arbeit antrieb und dessen zupackender Stil mir immer als Vorbild diente. An den Details meiner Arbeit war er weniger interessiert. Nach vier Jahren stand meine Doktorarbeit soweit, dass ich sie zusammenschreiben konnte. Ich hatte die zirkulare Polarisation der Gammastrahlung berechnet, die in der Reaktion Neutron + Proton \rightarrow Deuteron + Photon entsteht. Das Photon hat eine positive zirkulare Polarisation P , wenn sein Drehimpuls in Richtung des Impulses weist. Unter Spiegelung der Koordinaten ändert die Polarisation ihr Vorzeichen, deshalb verschwindet sie in einer spiegelsymmetrischen Welt. Umgekehrt signalisiert eine von Null verschiedene Polarisation Anteile an der mikroskopischen Wechselwirkung der Nukleonen, die nicht invariant sind unter Spiegelung. Mein theoretisches Resultat war hundertmal kleiner als das damalige experimentelle Ergebnis von $P \approx 10^{-6}$, das sich aber später als falsch erwies. Jetzt, fast 50 Jahre später gibt es nur eine experimentelle Grenze $P < 5 \cdot 10^{-7}$.

Besuch der Eltern

Im Sommer 71, zwei Jahre nach meiner Ankunft, besuchten mich meine Eltern in Long Island. Gleich nach der Ankunft auf dem JFK-Flughafen brachte ich sie in ein Hotel in der Nähe von Penn Central Station. Ich schlug vor, sie sollten nicht gleich schlafen gehen, sondern am Abend noch etwas unternehmen, damit ihre innere Uhr sich mit der neuen Zeit synchronisierte. Im Restaurant mochten sie die Meeresfrüchte nicht, die ich ihnen empfohlen hatte. Sie waren sehr müde und brauchten dringend Ruhe. Am nächsten Tag führte ich sie auf eine anstrengende Tour durch Manhattan. Wir begannen am General Grant Denkmal in der 125. Straße, spazierten durch den Central Park, runter die 5. Avenue, und erreichten am Nachmittag Greenwich Village. Nach drei Tagen, die ich für New York eingeplant hatte, waren meine armen Eltern und ich ziemlich geschafft. Wir fuhren nach Miller Place in unser Haus, wo John sie begrüßte. Sie verstanden sich gut mit John, der ein unkomplizierter und freundlicher Gastgeber war. Sie mochten ihn sofort und luden ihn nach Deutschland ein. Er besuchte sie im nächsten Jahr.

Nach drei Tagen konnte ich endlich wieder in mein Büro gehen. Ich gab meinem Vater die Autoschlüssel. Ich hoffte, dass es meinen Eltern Spaß machen würde, durch die Vorstadtdörfer zu fahren. Am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts hatte ein reicher Geschäftsmann Stony Brook als idyllischen Ort im Neu-England-Stil aufgebaut. Im Zentrum befand sich das Postamt mit einem Adler am Giebel, der – glaube ich – die Flügel anheben konnte. Souvenir Geschäfte gruppierten sich rechts und links von der Post. Die nächsten Nachbardörfer Setauket and St. James waren ältere Fischerdörfer, die wegen des Hafens in Port Jefferson ihre Bedeutung verloren hatten. Die Restaurants am Hafen tischten immer frischen Fisch

auf. An der breiten Hauptstraße lag der altmodischen Gasthof »Elk«.

»Wie groß alles ist«, sagte meine Mutter. Sie meinte damit nicht nur die Wolkenkratzer in New York oder den 6-spurigen Express Way, sondern auch die riesigen Einkaufszentren mit den Supermärkten. Am meisten überraschten sie die weiten Entfernungen, die wir täglich zurücklegen mussten, um unser Leben zu organisieren.

Am Abend saßen wir hinterm Haus und tranken Whiskey. Ich dolmetschte, wobei ich oft Englisch mit meinen Eltern und Deutsch mit John redete. Ich dachte, alles richtig gesagt zu haben, und staunte, warum alle sehr verwirrt waren. Wir lachten viel, meine Eltern entspannten sich. Am Ende ihres Aufenthalts machten wir einen Ausflug nach Boston, so vergingen die vierzehn Tage sehr schnell.

Dann nahte ihre Abreise. Als ich die beiden zum Flughafen brachte, merkte ich, dass meine Mutter immer nervöser wurde, je näher der Abflug rückte. Sie musste zur Abfertigung eine Rolltreppe abwärts nehmen. Als sie strauchelte, fast fiel, wurde mir klar, dass sie nicht nur Flugangst hatte. Es war der Abschied von mir, der sie so mitnahm. Nachdem sie gesehen hatte, dass ich mich so gut eingelebt hatte, war sie unsicher geworden, ob ich nicht ganz »drüben« bleiben wollte. Vielleicht ahnte sie, dass ich vor ihrer Liebe geflohen war, weil diese Liebe mir nicht genug freie Luft zum Atmen gab. Sie sorgte sich, ihren Sohn an einen anderen Kontinent zu verlieren. Erst viele Jahre später, als meine Eltern alt waren, konnte ich mir vorstellen, dass sie bei ihrem Besuch in Amerika gefürchtet hatten, einmal allein in Deutschland sterben zu müssen.

Die Jahreszeiten auf der Insel

Auf Long Island gab es keinen Frühling. Ende Mai, Anfang Juni waren der Winter und das Schmuttel Wetter vorbei. Eine gleichmäßige Wärme durchzog die Insel. Der Sommer war da! Ich fand den Sommer auf Long Island unbeschreiblich schön, obwohl die Insel Mitte August in Schwüle erstickte. Als Graduate Students hatten wir freien Zugang zum Sommerhaus der Universität. Wenn es heiß war, zogen wir sogar noch um Mitternacht dorthin, um ein Bad zu nehmen. Von dem gediegenen Holzbau »Sunwood« führte eine Treppe zum Strand mit freiem Blick über den Sound. Hier war das Wasser behäbig ruhig, und die Wellen kräuselten sich still am Ufer. Im Wasser glitzerten die Blasen unter dem Sternenhimmel. Ein Kuss oder eine Umarmung im Wasser brachte die Wärme zurück, der wir gerade entflohen waren. Wollten wir in die lärmende Brandung des Ozeans stürzen, mussten wir an das Südufer nach Smith Point fahren, wo es einen weiten öffentlichen Badestrand gab. Lebensretter auf hohen weißen Stühlen bewachten den Streifen der weiß schäumenden Brandung, die in der Tat nicht ganz gefahrlos war.

Mit meiner ersten amerikanischen Freundin, Maureen, fuhr ich oft an den Strand. Sie war in ihrem letzten Senior Jahr am College und wollte die Studenten Zeit genießen, möglichst viele neue Leute kennenlernen. Als ich vorschlug, das Bayard Arboretum zu besuchen und die vielen alten Bäume anzuschauen, die im Indiansummer gelb und rot leuchteten, war Maureen sofort begeistert. Also fuhren wir mit Tullio, meinem italienischen Zimmergenossen nach Bay Shore. Maureen konnte lustige Grimassen machen, dabei den Mund und die Augen so stark verdrehen, dass ich Angst hatte, ihr Gesicht könnte in dieser Miene erstarren. Ich habe nie wieder ein Mädchen gesehen, das ihr gleichkam. Ich mochte sie gern, weil sie so froh

und unbeschwert dahinlebte. Mit ihr war alles viel einfacher als mit meinen komplizierten Liebesverhältnissen in München. Sie wohnte mit einer Freundin zusammen, die stolz darauf war, einen Polizisten als Lebensgefährten zu haben. Auf der Kommode im Flur lag eine Mütze mit der Aufschrift NYPD, was New York Police Department bedeutete. Die Polizei war an der Universität verhasst, weil sie auf dem Campus regelmäßig nach Rauschgift fahndete und mehrfach in dramatischen Aktionen Studenten für einige Tage eingelocht hatte.

Maureen wollte mich in den ersten Weihnachtsferien nach Deutschland begleiten. Ihr Vater arbeitete als Pilot bei Pan Am und spendierte ihr einen Freiflug nach Europa. Sie war stolz darauf, dass ihr Vater Präsident Kennedy in der Air Force One geflogen hatte. Ich schwärmte ihr von den weißen Alpen im Schnee vor. Wir könnten Ski fahren und viel Spaß haben. Ich war vor ihr abgereist und hatte mich schon bei meinen Eltern einquartiert. Als sie in Deutschland ankam, regnete es. Wegen des Weihnachtsbetriebs fanden wir im Gebirge keine Bleibe. Wir mussten zurück nach München, wo wir in einem teuren Hotel übernachteten, das ihr nicht besonders gefiel. Die Weihnachtsferien fielen buchstäblich ins Wasser und unsere Beziehung auch.

Ich war wieder allein. Das Leben auf der Insel ging weiter. Der Mustang liebte es, entlang der Strasse 25A am Sund zu kurven, auf dessen anderer Seite Connecticut lag. Die 25A führte durch Smithtown, wo es ein deutsches »Delikatessen« gab, das gutes Brot verkaufte und den »Spiegel« schon am Dienstag anbot. In der Nähe lag ein privates Dorf über dem Sound. Diese Siedlung war durch Mauern von der Außenwelt abgetrennt. Eine eigene Wachmannschaft war angestellt, um die Sicherheit der Einwohner zu garantieren. Das Tor zur Siedlung führte auf eine Straße, die an einem Parkplatz endete. Von dort hatte man einen weiten Blick über das Wasser aufs Festland

nach Connecticut. Wir sind deshalb gern mit Besuchern dorthin gefahren. Einmal als ich den Mustang geparkt hatte, und wir die steile Treppe zum Strand hinunter und wieder hinaufgestiegen waren, überraschte uns ein Zettel an der Windschutzscheibe: Zehn Dollar Strafe für unerlaubtes Parken. Ich protestierte und forderte eine Anhörung. Nach meiner Ansicht waren Straßen allgemeines Eigentum. Als Folge des Einspruchs wurde ich vom lokalen Sheriff vorgeladen. Er erklärte, ich wäre im Unrecht, in den Regeln des privaten Dorfes sei festgelegt, dass man als Besucher nirgends parken durfte. Ich antwortete:

»In Europa gibt es keine privaten Straßen.«

Ein privater Anspruch würde mir nicht einleuchten. Darauf entgegnete der Sheriff, dass ich jetzt in Amerika sei und dass die Einwohner ihre Häuser und das Gelände gekauft hätten. Es sei ihr gutes Recht, darauf zu bestehen, dass kein Unbefugter von auswärts sie störe. Wegen der Verweigerung der sofortigen Zahlung von zehn Dollar erhöhte er die Strafe auf 25 \$. Das Urteil war gesprochen. Zur Bekräftigung schlug er mit einem kleinen Holzhammer auf den Tisch. Meine Don Quijoterie kann ich mir nur dadurch erklären, dass ich zu viel in »The German Ideology« gelesen hatte, in der Karl Marx die Abschaffung des Privateigentums gefordert hatte.

In Lloyd Harbour wohnte Polly, die ich auf einer Party kennengelernt hatte. Ihre Eltern besaßen ein großes weiß gestrichenes Herrenhaus mit einer Veranda, die um das ganze Haus ging. Polly kam aus einer Quaker-Familie und hatte sich auf dem College eingeschrieben, um ihren Master nachzuholen, nachdem ihr Mann überraschend gestorben war. Ein Bild in der Diele zeigte ihren Vater, der in einem kleinen Ruderboot gegen ein riesiges amerikanisches U-Boot im Hintergrund protestierte. Er hielt ein Banner mit der Aufschrift:

»Stop all Nuclear Submarines.«

Auf einem anderen Foto war er in seinem Flugzeug zu sehen, wie er vor dem Haus im Long Island Sound landete. Polly lud mich ein, mit ihr auszureiten. Ich hatte noch nie auf einem Pferd gesessen, doch im Schritt ging es ganz gut. Sie hielt mich für exotisch, weil ich mich wie ein europäischer Snob aufführte. Ich ging gern mit ihr die modernen Klassiker im Museum of Modern Art anschauen und liebte französische Filme im Original, besonders die Contes Moraux von Eric Rohmer wie »Le Genou de Claire«. Manchmal, im Gespräch verstummte Polly und schien über meinen letzten Satz nachzudenken. Ihre nächsten Worte kamen dann ganz ernst und zeigten, dass sie eine liebe Antwort überlegt hatte.

Sie lud mich ein, zu einem Treffen der Quaker Friends mitzukommen. Eine Stunde lang saßen wir auf kargen Holzbänken in einem weißen Versammlungsraum, den ein rundes Tonnengewölbe überdachte. Die Gemeinde schwieg, nur ein oder zweimal stand ein Mitglied auf und trug eine kurze, lehrreiche Geschichte vor. Polly rühmte die verständnisvolle, offene Erziehung, die in den internationalen Schulen der Friends praktiziert wurde. Natürlich waren wir beide gegen den Vietnamkrieg. Wir glaubten, dass der Kapitalismus nur noch kurze Zeit überleben würde, weil er nutzlose Güter produzierte. Sie wollte einfach, nach Thoreau's Roman »Walden« leben. Sein Projekt, für eine gewisse Zeit in der Abgeschiedenheit mit weniger Gütern auszukommen, war auch für mich ganz anziehend. Sie meinte, er verkünde eine bessere Welt, in der der Einzelne und die Gemeinschaft in Harmonie mit der Natur lebten.

Ökologie oder Revolution

Im letzten Jahr meines Aufenthalts in Stony Brook traf ich den französischen Mathematiker A. Grothendieck, der auf mich einen großen Eindruck machte. Alexander Grothendieck wurde 1928 als Sohn eines russischen Juden in Berlin geboren. Seine Mutter musste aus Nazideutschland nach Frankreich flüchten. Er überlebte den Krieg in einem kleinen Dorf im Zentralmassiv und studierte danach in Montpellier. Nach der Promotion war er schnell erfolgreich. Er arbeitete ohne Unterbrechung an seinen mathematischen Problemen, nahm sich nur die notwendigste Zeit zum Essen und Schlafen. Die Mathematik hatte ihn so gebannt, dass er den Rest der Welt vergaß. Für seine Arbeiten auf dem Gebiet der algebraischen Topologie bekam er die Field-Medaille, welche in der Mathematik dem Nobelpreis entspricht. Der Vietnamkrieg rüttelte ihn wach, so dass er auf einmal die Welt außerhalb der Mathematik wahrnahm. 1970 beendete er seine Arbeit am Institut für Hautes Etudes in Paris. Er wollte nicht länger an einem vom Militär finanzierten Institut forschen und widmete sich Umweltfragen und der Antikriegsbewegung. Das wichtigste Problem war nach seiner Ansicht, unser Überleben und das Überleben des Planeten zu sichern. Zusammen mit anderen gründete er die Zeitschrift »Survivre«, später »Survivre et Vivre«.

Ich lernte ihn kennen, als er in einem Vortrag in Stony Brook seine radikalen Ideen darlegte. Wenn wir weiter ohne Rücksicht auf die Natur unsere Technologien entwickelten, wäre das Ende des Lebens vorgezeichnet. Wir kamen ins Gespräch, und ich ging nach Hause mit der Frage: Wenn die ökologische Frage so wichtig war, hatte ich vielleicht die falsche Karriere eingeschlagen? Sollte ich nicht eine andere Richtung verfolgen. Um mir Klarheit zu verschaffen, besuchte ich ihn am Ende des Jahres in seiner Kommune in Paris und lebte ein

paar Tage mit ihm und seinen Freunden. Seine radikalen Anschauungen ließen sich nur teilweise aus der Isolation erklären, in die er sich freiwillig während seiner mathematischen Arbeit begeben hatte. Der Club of Rome berechnete in einem Computermodell, dass eine Katastrophe bevorstand, weil die endlichen Ressourcen zu Ende gingen, auf denen unsere moderne Zivilisation aufgebaut war. Alexander Grothendieck und später Rudolf Bahro, den ich auch kannte, waren starke Persönlichkeiten, deren seherische Qualitäten und Charisma einen starken Einfluss auf mich ausübten. Grothendieck zog sich in die Einsamkeit der Cevennen zurück, wo er als Einsiedler bis zu seinem Tod lebte. Bahro hatte den Zusammenbruch der DDR recht genau prognostiziert. Bis jetzt irrten sich beide in der Unaufmerksamkeit, nicht in der Bedrohung der ökologischen Katastrophe. Ich ließ mich damals nicht von meiner Begeisterung für die Grundlagenwissenschaft abbringen. Ich würde es schon schaffen, an diesen Problemen dranzubleiben und kein Fachidiot werden, dachte ich.

Im Physik Department hatte ich mich einer Gruppe angeschlossen, die »Wissenschaft fürs Volk« forderte. Ihr symbolisches Vorbild war die Kulturrevolution im fernen China, wo Barfußdoktoren die Landbevölkerung kurierten und in kleinen Hochöfen Stahl produziert wurde. Der chinesische Nobelpreisträger in seiner beigen Windjacke unterstützte den Populismus Maos, was uns bestärkte. Die Volksrepublik China stellte das fortschrittliche China dar, während Taiwan als undemokratisch betrachtet wurde. Meine Freunde aus Indien und der Türkei planten begeistert die Zukunft ihrer Länder nach dem Muster des siegreichen kommunistischen Landes. Gerade weil sie aus bürgerlichen Familien stammten, fühlten sie eine große Verantwortung, den weniger privilegierten Schichten in ihren Ländern zu einem besseren Leben zu verhelfen. Einer von ihnen ist sogar später zum zweiten Sekretär der maoistischen kommu-

nistischen Partei Indiens aufgestiegen. Ich lernte diese Gruppe durch Ayse kennen, die in einer Wohngemeinschaft in der Nähe von Port Jefferson wohnte. Ayse stammte aus einer Familie, in der beide Eltern Rechtsanwälte waren. Sie hatte schon in Istanbul an der Highschool und im Bryn Mawr College, einer der Seven Sister Schools, eine amerikanische Erziehung absolviert. Je länger sie von ihrer Heimat getrennt war, desto romantischer wurde ihre Beziehung zur Türkei. Für mich gehörte die Türkei zum Orient, mit Geschichten aus tausend und einer Nacht. Durch sie lernte ich die Probleme eines Landes kennen, das immer wieder vom Militär in Haft genommen wurde und Schwierigkeiten hatte, sich wirtschaftlich besser zu entwickeln. Sie und ihre Freunde erzählten von der Grausamkeit, mit der die Machthaber die Studentenrebellion unterdrückten.

Eines Abends kochte Ayse »Imam Bayildii«, ein köstliches vegetarisches Gericht aus gefüllten, in Olivenöl geschmorten Auberginen. Der Legende nach soll der Imam beim Essen vor Wollust in Ohnmacht gefallen sein. Zur Nachspeise tranken wir starken schwarzen Tee aus kleinen Gläsern, und Ayse spielte türkische Volksmusik auf der Saz. Wir hatten viele Gemeinsamkeiten entdeckt. Wir studierten beide Physik und liebten die gleiche Literatur. Ihr scharfer Verstand beeindruckte mich in zahlreichen Diskussionen, die wir über Gott und die Welt führten. Wir verstanden uns gut. Aber an diesem Abend verliebten wir uns und beschlossen zusammenzuziehen. Unsere Freunde in der Gruppe argwöhnten, dass ich Ayses radikale politische Gesinnung beeinflussen könnte, und wollten deshalb Ayse abhalten, mit mir zu wohnen. Trotz dieser Einwände zogen wir mit Picasso, einer schwarz-weiß getigerten Katze in ein kleines Sommerhäuschen, das wir gefunden hatten. Ich war der festen Überzeugung, dass wir füreinander geschaffen waren. Aber der Winter wurde hart. Eines nachts hatte ein Schneesturm die Elektrizitätsleitungen so stark mit gläsernem Eis be-

schwert, dass sie unter der Last zusammenbrachen. Der Strom setzte aus und von Tag zu Tag wurde es kälter im Haus. Unsere Beziehung stand vor einer harten Probe, als mir mein Chef eine Stelle in Kopenhagen anbot.

Ich nahm die Stelle an, in der Hoffnung, dass Ayse nachkäme, und wir zusammen in Europa Physik weiterstudierten. Auf lange Sicht wollte ich nicht in die Türkei gehen, weil ich meinte, dass das Land weiterhin unter Militär-Regierungen vor sich hin stagnierte. Dabei hatte ich nicht mit der politischen Entwicklung gerechnet. Die Oktober Wahlen 1973 hoben eine neue Regierung ins Amt, die eine demokratischere Entwicklung versprach. Wir tauschten viele Briefe zwischen Kopenhagen und Stony Brook aus. Am Triangel Platz in der Nähe des Niels Bohr war ein Postamt, zu dem ich gehen musste, um mit Ayse zu telefonieren. Dort in einer engen Kabine, unter dem Blick des dänischen Postsekretärs, versuchte ich sie zu überzeugen, in Dänemark ihren Ph. D. zu Ende zu führen. Es half nichts. Ayses ging nach ihrem Ph. D. zurück in die Türkei und arbeitete an der Universität in Istanbul. Sie war politisch in der Frauen- und Friedensbewegung aktiv und musste 1980 beim nächsten Putsch der Militärs flüchten, sonst wäre sie ins Gefängnis gekommen. Sie verbrachte mehr als zehn Jahre im Exil, bevor sie gefahrlos in die Türkei zurückdurfte. Ihre Arbeit in der Physik wurde 2003 mit dem L'Oreal-UNESCO Preis ausgezeichnet. Meine Zeit in USA war mit dem Ph. D.-Examen nach einem Jahr in Kopenhagen beendet. Bei meiner Abreise stand der rote Mustang vor dem Haus. Er war alt und klapprig, als ich Amerika verließ.